

Person, Wissenschaft und Geschlechterverhältnis: im Gespräch: Thea Bauriedl und Birgit Volmerg

Veröffentlichungsversion / Published Version
Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1992). Person, Wissenschaft und Geschlechterverhältnis: im Gespräch: Thea Bauriedl und Birgit Volmerg. *Journal für Psychologie*, 1(1), 58-66. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8215>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Im Gespräch: Thea Bauriedl und Birgit Volmerg



Thea Bauriedl

Zur Person:

Thea Bauriedl, Priv. Doz., Dr. phil., Dipl.-Psych., geb. 1938, Privatdozentin für Klinische Psychologie an der Universität München, Dozentin und Lehranalytikerin an der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München und Leiterin des Instituts für Politische Psychoanalyse München.

Wichtigste Forschungs- und Praxisfelder: Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychoanalyse, Angewandte Psychoanalyse (insbesondere Paar- und Familientherapie, Krisenintervention, Balintgruppen) und Politische Psychoanalyse.

Wichtigste Veröffentlichungen: Beziehungsanalyse, Frankfurt/M. 1980 (Suhrkamp); Psychoanalyse ohne Couch, München 1985 (Urban & Schwarzenberg); Die Wiederkehr des Verdrängten, München 1986 (Piper); Das Leben riskieren, München 1988 (Piper); Wege aus der Gewalt, Freiburg 1992 (Herder).

B. Volmerg: Ich habe Sie als eine engagierte Therapeutin, Wissenschaftlerin und politisch aktive Frau kennengelernt, die ihre Erfahrungen in die Politik einbringt. Dabei habe ich mich gefragt, wie hängen eigentlich diese drei Felder zusammen? Widerspricht sich das nicht, auf der einen Seite Therapeutin zu sein, sich andererseits politisch aktiv einzumischen und noch Wissenschaft zu betreiben? Ich kann mir ganz schwer vorstellen, wie man alles drei zusammen machen kann, und wie Sie es persönlich bewältigen?

Th. Bauriedl: Ich kann mir inzwischen gar nicht mehr vorstellen, eins von diesen drei Dingen alleine zu betreiben. Für mich ist oft

eine Frage, wie man das trennen kann. Aber das hat natürlich damit zu tun, daß ich so langsam, ohne daß ich das beabsichtigt hätte, da hineingewachsen bin. Während des Studiums habe ich mich natürlich hauptsächlich noch mit der Wissenschaft, der Wissenschaftstheorie befaßt. Ein persönliches Interesse war sicher auch dabei, in diesen Auseinandersetzungen mit den behavioristischen Theorien, für die Psychoanalyse einen Standpunkt zu finden. Dieser mehr theoretische Ansatz hat dann zu dem Buch *Beziehungsanalyse* geführt. Wobei mir immer ganz wichtig war, die Verbindung von Erkenntnisinteresse und Erkenntnis, das, was ich wirklich sehe, zu verstehen, und nicht zu

sagen: Ich sehe das zwar, aber das ist nicht wissenschaftlich gesehen und deswegen sehe ich das vielleicht gar nicht. Das ist der Hintergrund meiner wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung, daß mir das, was ich sehe und gefühlt habe, nicht dadurch kaputt gemacht wird, daß mir von irgendwelchen Wissenschaftlern gesagt wird: So darf man aber nicht schauen, und wenn man so schaut, dann ist das unwissenschaftlich und falsch. Es war eigentlich mein Versuch, das eigene Sehen zu legitimieren, ohne es absolut zu setzen. Denn das hängt mit meinem Zustand zusammen, meiner Geschichte und anderen Dingen, was ich sehe. Daher habe ich diesen absoluten Objektivitätsanspruch schon während des Psychologiestudiums immer wieder hinterfragt. Gerade bei diesen ganz experimentellen Dingen, die man da hat auswendig lernen müssen, habe ich immer wieder gesagt: Ich glaub' kein Wort! Das reicht mir so nicht, weil immer der Bezug zur Person und zum Erkenntnisinteresse der Forschenden gefehlt hat.

Nun, dann kam die psychoanalytische Ausbildung dazu und damit intensiv die Auseinandersetzung mit der psychoanalytischen Therapie. Was mich dabei vor allem interessiert hat, war die Beziehung zwischen Analytiker und Analysand. Ich habe das als ein Gesamtsystem verstehen wollen, nicht, daß einer was mit dem anderen macht, sondern daß dies ein Interaktionsfeld ist, was zu untersuchen ist, und jeder seine Übertragungen auf den anderen hat. Die Gegenübertragung ist nicht nur etwas, was die Patienten beim Analytiker, bei der Analytikerin auslösen, sondern sie ist seine/ihre spezifische Antwort auf eine bestimmte Anfrage des Patienten. Es handelt sich um eine Verschränkung zwischen zwei Übertragungsszenen des oder der Analytiker/in und des oder der Patient/in. Deshalb hat es auch wenig Sinn, allgemeine methodische Anleitungen zu geben, wie „man“ sich in der Psychoanalyse verhält, weil das zu unspezifisch wäre. Wesentlich ist, daß man jeweils hinschaut, was da vor sich geht. Das war mein Anliegen in der Therapie, und schließlich kam dann Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre, unter dem allgemeinen Druck der Nachrüstungsdebatte, bei Kollegen, so auch bei mir, ganz stark das Gefühl auf: Was leben wir Psychoanalytiker/innen doch auf einer Insel und tun so, als würde uns die Welt

nichts angehen. Da habe ich dann einfach auf die Anfrage nach einem Vortrag und nach meiner Mitsprache in politischen Zusammenhängen positiv geantwortet. Ich bin da gerne drauf eingegangen und hab dann angefangen, meine wissenschaftstheoretischen, therapeutischen und meine politischen Fragen zusammen zu sehen.

„Für mich stellt sich dabei das Problem, inwieweit die psychoanalytische Theorie das allgemeine gesellschaftliche Bewußtsein nur wiedergibt oder es in Frage stellt.“

Heute hat sich das für mich so stark verbunden, daß ich Schwierigkeiten habe, diese Aspekte zu trennen. Ich kann kaum mehr einen psychoanalytischen Artikel schreiben, ohne die politischen Implikationen, die die psychoanalytische Theorie hat, mit einzubeziehen. Dabei ist es mir bisher leichter gefallen, Bücher darüber zu schreiben, was ich als Psychoanalytikerin im politischen Geschehen verstehen kann, als umgekehrt über den politischen Gehalt der psychoanalytischen Theorie und über die Politik der psychoanalytischen Institutionen zu schreiben. Für mich stellt sich dabei das Problem, inwieweit die psychoanalytische Theorie das allgemeine gesellschaftliche Bewußtsein nur wiedergibt oder es in Frage stellt. Das ist für mich wesentlich, weil nur dort, wo sie dieses Bewußtsein in Frage stellt, kann sie emanzipatorisch wirken; wenn sie es nur wiedergibt, verändert sie ja nichts. Dann ist sie einfach nur Abbild der Gesellschaft. Und ich glaube, sie ist es viel mehr, als wir im allgemeinen denken.

B. Volmerg: Das wäre jetzt Ihre spezifische Weiterentwicklung oder Kritik an der traditionellen Psychoanalyse?

Th. Bauriedl: Ja, wobei die Psychoanalyse als Kulturkritik immer schon wichtig gewesen und immer wieder aufgegriffen worden ist. Und doch denke ich, daß man dies noch direkter an der psychoanalytischen Theorie selbst zeigen könnte. Die Psychoanalyse ist bisher vorwiegend von Männern entworfen worden. Sie enthält z.B. die Aussage, daß das Kind zunächst einmal absolut ein Kind der Mutter ist und erst mit ca. 1½ Jahren

überhaupt fähig ist, zu zwei Menschen eine Beziehung zu haben. Dann erst käme der Vater hinzu, der das Kind als Dritter aus der Symbiose mit der Mutter rettet. Das ist natürlich für mich als Frau und Mutter und Großmutter eine Theorie, die ich überhaupt nicht übernehmen kann. Ich kann verstehen, daß Männer das Interesse haben, neben der immer als überwichtig dastehenden Mutter auch wichtig zu sein. Ich finde es aber schade, wenn Männer sagen, wir sind bloß dazu da, das Kind vor der Mutter zu retten und dabei die Väterlichkeit, die sie auch haben könnten und natürlich auch haben, nicht als Wert ansehen können. Da merke ich, daß parallel zur gesellschaftlichen Entwicklung auch eine Entwicklung in der Psychoanalyse geschehen muß, wodurch die Väterlichkeit einen anderen Wert bekommt, statt daß gesagt werden muß, dieser Vater hat aber auch mütterliche Qualitäten, wenn er sich um das Kind kümmert, es in den Arm nimmt – als ob das Väter nicht könnten.

B. Volmerg: Ja, dem Vater wird ja das Realitätsprinzip zugeschrieben, und das muß jetzt dann an die Stelle der mütterlichen Zuwendung und der frühen primären Beziehungen treten.

„Für mein Verständnis können wir heute eine andere Auflösung des Ödipus-Komplexes sehen, als sie Freud in seiner Zeit gesehen hat.“

Th. Bauriedl: Für mein Verständnis können wir heute eine andere Auflösung des Ödipus-Komplexes sehen, als sie Freud in seiner Zeit gesehen hat. Heute ist der Vater nicht mehr in der Rolle dessen zu sehen, der das Über-Ich installiert und durch Verbote für die Übernahme der gesellschaftlichen Normen sorgt. Das ist heutzutage, meine ich, anders zu sehen, insofern nämlich die elterliche Beziehung, so sie gut ist (und das ist das Wesentliche daran), ein Dach bildet für die Kinder, wo sie einen ruhigen und sicheren Platz als Kinder haben auf dieser Welt. Das hat nichts mit normativen Lösungen, sondern mit der Qualität der elterlichen Beziehungen zu tun. Das macht auch nicht einer von beiden; das ist ein Geschehen, das (wenn es gut geht) zwischen beiden abläuft.

B. Volmerg: Ich möchte hier nochmal an das, was Sie vorhin gesagt haben, anknüpfen: Die Wissenschaft hat ihre bestimmten Ordnungsmuster, wie sie Realität begreift, offenbar auch die Psychoanalyse. Und Sie sagten ja, für Freud mag dessen Begriff des Ödipus-Komplexes in seiner Gesellschaft noch adäquat gewesen sein, aber für die heutige Gesellschaft ist er nicht mehr adäquat, schon allein weil Sie und andere Frauen heute andere Bedürfnisse in die Gesellschaft tragen. Das ist nun meine Frage, hat sich Ihrer Meinung nach die Gesellschaft schon so in dieser Richtung verändert, daß wiederum die Psychoanalyse aufgefordert ist, ihr eigenes Theoriegebäude zu verändern?

Th. Bauriedl: Das glaube ich schon. Auf jeden Fall glaube ich, daß wir als Psychoanalytiker/innen in dieser Gesellschaft nicht unabhängig sind, und daß wir einerseits mitgehen, andererseits nachfolgen, vielleicht an manchen Stellen vorausgehen in der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung. Das zu untersuchen, wie wir mit unseren Theoriegebäuden da drinstehen, das finde ich so interessant.

Zum Beispiel haben sich die Vorstellungen von Familie und Elternschaft verändert, und im Grunde genommen steckt diese Entwicklung im Ödipusmythos schon drin, wonach Ödipus als Person die Frage stellt: Wer bin ich? und nicht: Wer soll ich sein? Aber letzteres ist halt noch ausgehendes 19., beginnendes 20. Jahrhundert, wo die Frage: Wer soll ich sein, wer sollst Du sein, wie ist es richtig, wie ist es falsch? so groß geschrieben war. Diese Frage können wir uns nicht mehr leisten, weil sie eine unglaublich destruktive Frage ist. Statt dessen ist die emanzipatorische Frage zu stellen: Wer bin ich? Wer bist Du? Das ist für mich die Frage, die schwierige Verklammerungen und destruktive Beziehungsstrukturen potentiell auflösen kann.

Ich frage mich auch: Wie sehen wir Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker die Selbstwertgefühlsstörungen beim einzelnen Individuum und welche Bedeutung hat diese Sichtweise in bezug auf das gesellschaftliche Unbewußte? Wie weit sind wir z. B. durch unsere entwicklungspsychologische Stufentheorie in die Fortschrittsideologie unserer Gesellschaft eingebunden? Wie gehen wir selbst mit Schwäche um, ausgren-

zend oder eingrenzend, auch mit unserer eigenen Schwäche als Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker? Wir glauben häufig, stabil und unantastbar sein zu müssen, um überhaupt helfen zu können.

B. Volmerg: Das hätte dann Konsequenzen sowohl für die psychotherapeutische Haltung als auch für den Kern der psychoanalytischen Theorie?

Th. Bauriedl: Ja, für den Kern der Psychoanalyse, den Ödipus-Komplex. Wird er normativ gelöst, oder wird er durch Hinsehen gelöst? In allen psychoanalytischen Theorien steckt das drin: So ist's richtig, das ist gesund, und das ist krank. Das ist eine mir jedenfalls sehr, sehr bedenkenswerte Sache, die auch mit der normativen typischen Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern in unserer Gesellschaft zusammenhängt. Am Mythos von Echo und Narziß läßt sich studieren, wie Narziß so sehr in sich selber verliebt ist, daß er nur in sein Spiegelbild schaut. Das wissen wir, aber was mit Echo ist, und wo das alles herkommt, daß ihr von der Mutter die Zunge abgeschnitten wurde, damit sie nicht ihre Gefühle äußern kann, nur als Echo antworten kann auf das, was er sagt, und stumm sein muß und stumm warten muß, bis er was gesagt hat, nur das wiederholen kann, was er schon gesagt hat, das wissen wir nicht. Sie kann sich ihm nicht nähern, und er kann sich ihr aber auch nicht nähern. Dieses ganze Zusammenspiel zwischen Paaren ist ein narzißtisches Grundbeziehungsproblem, was mit Weiblichkeit und Männlichkeit in unserer Gesellschaft zu tun hat und – wie man an diesen alten Bildern sieht – uralte Wurzeln hat. Und ich hab' das Gefühl, dem Verständnis dieser Bilder kann man näherkommen, wenn man die Familiendynamik versteht, die unbewußten Aufträge und Ambivalenzen und Doppelbindungen, die da vorhanden sind. Aber letztlich geht es um ein anderes Verständnis des Ödipus-Komplexes. Ich möchte gerne untersuchen, wie es heutzutage und weshalb es für uns möglich ist, die Dinge anders zu sehen, was es für Auswirkungen hat, gerade wenn man die normative Lösung in Frage stellt.

B. Volmerg: Da wäre jetzt genauer zu bestimmen, wie könnte Psychoanalyse diese emanzipatorische Richtung mit befördern?

Sie sprechen ja selber von einer dialektisch-emanzipatorischen Psychoanalyse, im Gegensatz zu einer Psychoanalyse, die diesen Emanzipationsschritt nicht mitmacht.

„Wer bin ich? Wer bist Du, und was können wir miteinander davon haben, daß wir unterschiedlich sind?“

Th. Bauriedl: Das dialektisch-emanzipatorische Moment der Psychoanalyse habe ich versucht zu einer Zeit zu beschreiben, in der mich hauptsächlich die therapeutische Beziehung interessierte. Grundsätzlich habe ich mir überlegt, wenn zwei Menschen zusammentreffen, dann bringen sie unterschiedliche Erfahrungsmuster mit. Und es ist jetzt die Frage, ob das Erfahrungsmuster des anderen das eigene so sehr in Frage stellt, daß die Person Angst bekommt und sich unterwirft, bzw. die andere Person entwertet, oder ob aus der Dialektik von zwei oder mehr Menschen etwas gemeinsames Neues für beide entstehen kann, was wirklich der Frage folgt: Wer bin ich? Wer bist Du, und was können wir miteinander davon haben, daß wir unterschiedlich sind? Also die Schönheit des Unterschieds zwischen Männern und Frauen einfach erleben zu können, anstatt: um Gotteswillen, da ist jemand, der anders denkt und fühlt als ich, also muß ich da Angst haben, still sein und fortlaufen, eventuell etwas Schlechtes über ihn reden. Diese Erfahrungen des Zusammentreffens spielen sich ständig auch in den therapeutischen Beziehungen der Psychoanalyse ab.

B. Volmerg: Eine Änderung der Psychoanalyse haben Sie selber durch Ihren familientherapeutischen Ansatz eingeleitet, auch durch Ihre Kritik am Gegenübertragungskonzept. Da möchte ich jetzt nochmal fragen. Was ist da Ihre Fortentwicklung im Vergleich zur Einzeltherapie?

Th. Bauriedl: Die Anfänge, mich mit psychoanalytischer Familientherapie zu befassen, gehen zurück auf die 70er Jahre, als ich als Assistentin an der Münchner Universität Sorgerechts-Gutachten machen mußte und die Frage beantworten sollte, welcher Elternteil besser ist für das Kind. Da hatte ich das Gefühl, diese Frage kann ich und will

ich nicht beantworten, und habe also verzweifelt gesucht. Weil nach meinem Gefühl die Fragestellung nicht stimmig ist mit dem, was ich empfinde. Es war eine juristische Frage, zu der der Konflikt der Eltern geführt hat. Das war mir schon klar. Aber ich wußte nicht, wie ich diesen Konflikt zum Besten des Kindes auflösen könnte. Ich habe mich dann umgesehen, mich auseinandergesetzt mit vielen Ansätzen, insbesondere dem sehr fruchtbaren Ansatz von Bateson und der Double-bind-Theorie, die viel zu wenig Eingang gefunden hat und viel zu wenig respektiert worden ist innerhalb der Psychoanalyse. Damit habe ich mir eine systemtheoretisch fundierte Sicht der Familienbeziehungen auf psychoanalytischer Grundlage erarbeitet, in der z. B. die Double-bind-Theorie eine ganz wesentliche Rolle spielt. Denn ich habe mit der Zeit herausgefunden, daß, wo Kinder zur Stabilisierung oder Ersatzbefriedigung von den Eltern funktionalisiert werden, die Double-bind-Beziehung eine ganz wesentliche Rolle spielt. Die doppelten Botschaften, die als solche nicht erkannt werden, bewußt zu machen, ist die Arbeit der Familientherapie. Dabei ist wieder die Frage: Wer bist Du? Wer bin ich?, nicht: Wie sollen wir sein? wesentlich. Was sagst Du mir? Was gibst Du mir für eine doppelte Botschaft, Mutter oder Vater? Und wie antworte ich, nämlich auch mit einer doppelten Botschaft, so daß die Beziehungen im wesentlichen symmetrisch gesehen werden. Die Frage: Täter oder Opfer? ist natürlich soweit noch von Relevanz, als die Eltern zuerst da sind, und die Kinder die ganze Misere, in die sie hineinwachsen, nicht von Geburt aus mitbringen. Sie übernehmen das Problem der Eltern, insofern kann man sie als Opfer sehen. Aber die Antwort der Kinder ist und kann nicht anders als sehr ähnlich dem sein, was sie hören. Sie introjizieren die Szenen der Eltern. Sie antworten mit denselben Mustern. Diese Muster, wie miteinander in den Familienbeziehungen umgegangen wird, im psychoanalytischen Sinn mit der Familie zusammen zu erarbeiten, sehe ich als einen sehr fruchtbaren Weg an, um familiäre Beziehungen zu verbessern, mehr Offenheit, mehr Kontakt zwischen den Familienmitgliedern zu ermöglichen, und um damit natürlich auch die Symptomatik, die auf diesen unbewußten Gefühlsanteilen aufruhrt, beseitigen zu können.

B. Volmerg: Die psychoanalytische Familientherapie hat ja gegenwärtig starke Konkurrenz durch die systemische Familientherapie bekommen. Wie sehen Sie sie im Verhältnis zu systemischen Ansätzen, die ja auch mit der Double-bind-Theorie arbeiten?

Th. Bauriedl: Ich glaube, es gibt wesentliche Unterschiede. Ganz wichtig ist mir, daß in der Psychoanalyse die Angst gesehen und respektiert wird, was aber häufig aus systemischer Sicht so bewertet wird, als würde man sich mit irgendwelchen larmoyant-depressiven Anteilen der Person beschäftigen und diese dadurch noch mehr in einen depressiven Zustand drängen. Dies ist ein Vorurteil gegenüber der Psychoanalyse, was sicher in manchen Fällen nicht nur ein Vorurteil ist. Aber ich denke schon, daß es darum geht, den Ist-Zustand der Gefühlswelt und der Normen innerhalb einer Familie zu erfassen, auch in der eigenen Gefühlswelt. Der Familienanalytiker, die Familienanalytikerin müssen spüren lernen, was in ihrer sogenannten Gegenübertragung angesprochen wird, damit umgehen lernen und sich überlegen, wie verwandle ich das, was ich jetzt hier spüre, in eine Intervention, die aufdeckend, aufklärend wirken kann. Insofern ist die Beziehung zwischen Analytiker und Familie als Teil des Gesamtsystems zu verstehen. Weil der Therapeut oder die Therapeutin von außen kommen, haben sie größere Möglichkeiten, die unbewußt gewordenen Anteile im System zu sehen und aufzudecken. Dazu kommen die Eigenanalyse, die Ausbildung, die Erfahrung.

B. Volmerg: Könnte dann praktisch jeder Analytiker, jede Analytikerin, die bisher Einzeltherapien gemacht haben, auch Familientherapie machen? Was brauchen sie zusätzlich an Kompetenzen?

Th. Bauriedl: Also wir sehen immer wieder, daß es in der Ausbildung sehr sinnvoll ist, eine Familienselbsterfahrung zu machen, sich mit der eigenen Herkunft, mit den eigenen gegenwärtigen Familien und deren Strukturen und der eigenen Rolle darin auseinanderzusetzen, und zwar nicht nur in statischen Bildern, wie das ja manchmal in Familienskulpturen gemacht wird. Die sind zwar sehr eindrucksvoll, aber die vielen Fa-

cetten, die es so im Leben gibt, die Prozeßhaftigkeit der Familie, wird dadurch oft ausgeklammert. Deswegen machen wir Familienselbsterfahrung in Gruppen, halb Männer, halb Frauen. Dort versuchen wir, die prozeßhaften Bilder zu verstehen. Welches Bild jetzt gerade ausgelöst wird in denjenigen, die hier zuhören. Es ist wichtig, sich bewußt zu werden, daß die aktuelle Phantasie einerseits von dem, was um einen herum passiert, hervorgerufen worden ist, andererseits aus der eigenen Geschichte stammt, daß das in mir zusammentrifft, um sich dann zu überlegen, was will ich jetzt damit tun. Es ist wichtig zu lernen, sich in einem System überhaupt aufzuhalten, sich zu trauen, da heranzugehen, nicht Angst zu haben, daß die Mutter beleidigt ist, wenn man zu lange mit dem Vater spricht oder solche Dinge, die man aus der eigenen Familiengeschichte mitbringt, sondern sich den eigenen Bedürfnissen entsprechend vom einen zum anderen zu bewegen. Das ist, glaube ich, eine zusätzliche Erfahrung, die über das hinausgeht, was man in der Einzelanalyse und Ausbildung bisher gelernt hat.

„In der psychoanalytischen Ausbildung wird meines Erachtens noch viel zu wenig die Frage gestellt: Was mach' ich und weshalb mit dem Patienten, und was hat das mit meiner Geschichte zu tun?“

In der psychoanalytischen Ausbildung wird meines Erachtens noch viel zu wenig die Frage gestellt: Was mach' ich und weshalb mit dem Patienten, und was hat das mit meiner Geschichte zu tun? Man hat Angst, mit dieser Frage den Auszubildenden zu nahe zu treten, und sie selber haben auch Angst, wenn das, was sie tun, auf ihre eigene Person und nicht mehr auf die richtige oder falsche Methode bezogen wird, daß sie dann entwertet werden. Ich meine im Gegenteil: Wenn ich verstehe, was das mit mir selber zu tun hat, bekommt das Ganze einen Wert. Hier hat sich jedoch ein medizinisches Denken breitgemacht, was zwar zur Angstabwehr ganz gut ist, trotzdem glaube ich aber, daß, wer die Möglichkeit hat, sich mit Hilfe einer Supervisorin oder eines Supervisors selbst zu verstehen,

letztlich eine differenziertere und persönlichere Art von Psychoanalyse machen kann.

B. Volmerg: Das wirft die Frage nach der Abstinenzregel auf als eine Forderung nach Professionalität.

Th. Bauriedl: Ich bin ganz rigoros, was Abstinenz betrifft, aber eine Abstinenz, die als eine bestimmte Form von Beziehung definiert ist und nicht als ein bestimmtes Verhalten. Wenn ich Abstinenz nur als Verhalten definiere und sage, ich fasse nie eine Patientin oder einen Patienten an, dann kann ich trotzdem noch therapeutischen Mißbrauch betreiben. Viel schwieriger ist es, Abstinenz auf der Beziehungsebene zu definieren, sich zu überlegen, wie greifen die Übertragungsmuster ineinander, und wo sind die Stellen, wo ich Tendenzen habe, den Patienten oder die Patientin aus meiner eigenen Angst heraus zu mißbrauchen. Das ist eine zentrale Frage für die Psychoanalyse, die auch in der Ausbildung viel zu wenig berücksichtigt wird. So kann es leider und vielleicht auch gerade Psychoanalytiker/innen passieren, daß bei ihnen therapeutischer Mißbrauch auch im engeren Sinne vorkommt, weil genau an dieser Stelle viel zu wenig Ausbildung stattfindet. Da bin ich also rigoros.

B. Volmerg: Rigoros in der Selbstanalyse, um dadurch Abstinenz herzustellen?

Th. Bauriedl: Der Kampf um die Abstinenz ist das gleiche wie der Kampf um den Dialog – denn beim Dialog sind es zwei, und wenn ich um den Dialog, der für den Patienten, aber auch für einen selber mehr oder weniger in der eigenen Kindheit kaputt gegangen ist, kämpfe, dann habe ich eine positive Definition von Abstinenz. Ich arbeite daran, daß zwei da sind, die miteinander etwas zu tun haben, während Mißbrauch damit zu tun hat, daß es scheinbar nur eine Person gibt, die mit der anderen umgeht, wie mit einem Objekt.

B. Volmerg: Wenn man das wirklich ernst meint, ist es ja ein viel höherer Anspruch an die analytische Praxis, als das vielleicht unter dem Schutz bestimmter methodischer Arrangements und Settings gewöhnlich praktiziert wird. Wie es bei mir jetzt ankommt, kann es auch eine ungeheure An-

forderung an die Person des oder der Therapeut/in sein, in dieser Weise präsent zu sein.

Th. Bauriedl: Da werde ich dann als ganz streng erlebt, und es stimmt auch in gewissem Sinne – das ist etwas ganz Eigenartiges mit den psychoanalytischen Erkenntnissen, daß sie eigentlich in der Person jeweils entwickelt werden müssen, um da zu sein. Wenn ich dasitze mit einer Familie, einem Patienten oder einer Patientin und denke: Aha, das weiß ich schon, aus Routine weiß ich schon, wo das hinführt, dann merke ich jedesmal den Knacks in der Beziehung. Es stimmt einfach nicht. Es läßt sich so nicht mitteilen. Das ist ein ganz großes Problem der Mitteilung von psychoanalytischen Erkenntnissen – auch in der Öffentlichkeit.

B. Volmerg: Ich kann mir vorstellen, daß Sie selbst politische Ziele und Wünsche nach Veränderung haben. Wie läßt sich das in Ihren beiden Rollen, einerseits Analytikerin zu sein, andererseits aktiv etwas verändern zu wollen, vereinbaren?

Th. Bauriedl: Auch als Psychoanalytikerin will ich natürlich etwas verändern. Und wenn ich mich darauf spezialisiere, zunächst einmal die Beziehungsqualität zu verändern und die äußere Veränderung als einen Ausdruck der inneren Veränderung zu sehen, kann ich mir gut vorstellen, daß eine andere Politik auch andere politische Beziehungen braucht, einen anderen Umgang zwischen den Menschen. Und das heißt eigentlich nicht mehr als Demokratisierung. So betrachtet, ist es gar kein so großer Widerspruch. Es ist eine vergleichbare Frage: Kämpfe ich nur gegen die Symptome, oder versuche ich, die Beziehungsstruktur, die unter den Symptomen liegt, zunächst einmal zu verstehen und dadurch zu verändern. Das ist genau das gleiche wie in der Psychoanalyse. Da ist gar kein großer Unterschied.

B. Volmerg: Ich kann mir vorstellen, daß das Bedürfnis: „Jetzt muß etwas getan werden!“ eine andere Geschichte ist, als die: Wir schauen uns jetzt einmal die Beziehung an.

Th. Bauriedl: Wenn im Bewußtsein Beziehungsstruktur und Verhalten auseinanderfallen, dann ist das ein Unterschied. Wenn aber jedes Verhalten in einer Bedeutung für

die Beziehung gesehen wird, läuft beides zusammen. Natürlich will ich mich hinter der Couch zumeist anders verhalten als in einer Bürgerinitiative. Aber auch dort kann ich sehen, daß „undemokratisches“ Verhalten auf Sprachlosigkeit beruht. Und daraus folgt dann der Wunsch, deutlicher zu werden. Die gleiche Fragestellung ist auch für den Psychoanalytiker hinter der Couch nötig: Werd' ich deutlich und in welcher Weise? Kann ich ein Maß finden, was produktiv ist im Sinne des Veränderungsprozesses? Oder warte ich, bis irgendwer irgendwas macht? Oder gehe ich aktivistisch vor und sage: So muß es aber sein; so ist es richtig.

B. Volmerg: Ich kann mir vorstellen, daß Ihre eigene Position für eine Sache oder auch gegen eine Sache trotzdem als Handlungsanweisung mißverstanden wird, in dem Sinne: Ah ja, so müssen wir's jetzt also machen.

Th. Bauriedl: Leider entsteht immer wieder dieses Mißverständnis, weil eben immer wieder Menschen versuchen, etwas abzuschauen, dieses Schüler-Lehrer-Verhältnis, das sitzt so stark in uns drin, daß wir die Verantwortung für uns nicht selber übernehmen wollen, sie irgendwelchen Autoritäten zuschieben wollen. Sie werden idealisiert, ganz gleich, was Sie sagen. Aber wehe, man geht baden damit, dann war es eben doch falsch, dann ist die große Enttäuschung da. Oder die Autorität wird beschimpft als jemand, der die falsche Religion verbreitet hat, wo sie doch die richtige Religion hätte verbreiten sollen. Diesem Mißverständnis kann man nicht ausweichen.

B. Volmerg: Ja, diesem Mißverständnis kann man nicht ausweichen, das ist das Risiko, aber wie gehen Sie damit um?

Th. Bauriedl: Das ist das Risiko, was ich glaube, mit der Zeit besser einschätzen gelernt zu haben. Ich habe zunächst auch in idealistischer Weise gedacht: Das kann doch bloß gut sein, wenn ich mich als Psychoanalytikerin öffentlich engagiere. Mit den entsprechenden Anfeindungen und Entwertungen aus verschiedenen Richtungen habe ich dann gemerkt, was das eigentlich heißt, in ein Konfliktfeld einzutreten. Ich habe gemerkt, wie wichtig es ist, auch die eigene

Toleranz oder die eigene Kraft, Anfeindungen auszuhalten, mit einzuschätzen in bezug auf das, was ich tue, und nicht zur Märtyrerin zu werden, was weder einem selbst noch anderen irgendetwas helfen kann.

B. Volmerg: Sie haben Vergleiche zwischen dem Eltern-Kind-Verhältnis und einem verantwortlichen politischen Handeln gezogen. Da möchte ich an die Kritik anknüpfen, die Ihnen gegenüber geäußert wird: Sie würden die Politik psychologisieren und die Psychologie politisieren. Mich interessiert, wie Sie dieses Verhältnis sehen: Politik und Psychoanalyse.

„Bestimmte Mechanismen der Individualpsychologie oder auch der Familien- und Gruppenpsychologie sind auf politische Verhältnisse nicht übertragbar.“

Th. Bauriedl: Es ist sehr wohl ein Unterschied, ob sich ein Mensch in einer kleinen familiären überschaubaren Gruppe, in der man sich persönlich kennt, befindet und auseinandersetzen kann oder ob er in einer Großgruppe ist und sich als Teil einer Masse fühlt. Da reagiert man natürlich anders als in der kleinen Gruppe. Deswegen sind bestimmte Mechanismen der Individualpsychologie oder auch der Familien- und Gruppenpsychologie auf politische Verhältnisse nicht übertragbar. Die Parallelen, die ich aufzuzeigen versuche, beziehen sich auf bestimmte Beziehungsstrukturen und Phantasien. Weil ich das familiäre Bezugssystem so lange und ausgiebig untersucht habe und die Beziehungsstrukturen in diesen Kleingruppensystemen zu erfassen versucht habe, kann ich das in diesen Bildern am besten beschreiben. Da leuchtet es dann auch eher ein, wenn ich solche Bilder aus der Eltern-Kind- oder den Paarbeziehungen verwende, um zu verstehen, daß es nicht nur in familiären Beziehungen, sondern auch in politischen Beziehungen immer wieder um die beiden Grundformen geht: Entweder: „Ich oder Du“ – oder: „Ich und Du.“

B. Volmerg: Das bezieht sich auf das Grundmuster. Es läßt sich dennoch fragen: Ist die Analogie nicht falsch? Ist eine politische Institution nicht strukturell ein anderer Raum

und daher auch die Analogie nicht angemessen, daran entzündet sich ja häufig die Kritik?

Th. Bauriedl: Ja, und deswegen meine ich ja auch, daß das Individuum niemals nur allein als Individuum in seiner inneren Gestalt gesehen werden kann, sondern immer nur in bezug zur Situation, in der es sich befindet. Deshalb bin ich ja auch von der Einzelanalyse auf die Familienanalyse übergegangen, um das, was ein Mensch erlebt, sagt und tut, nicht nur aus seiner eigenen persönlichen Geschichte heraus zu verstehen, sondern auch aus der Situation, in der er sich befindet, sei es in der Familie, sei es in anderen Institutionen, sei es als Teil einer Gesellschaft oder auch einer politischen Ideologie. Wenn ich dieses Umfeld und die dort vorhandenen ideologischen Überlegungen, Phantasien und Strukturen nicht mit untersuche, dann würde es sich wirklich um eine Psychologisierung der Politik handeln. Außerdem denke ich, daß man auf diesem Gebiet nur interdisziplinär arbeiten kann. Psychoanalyse kann ihren Beitrag dazu leisten, wobei die Beiträge der Soziologie, der Politikwissenschaft und Friedensforschung, auch der Historiker ebenso wichtig sind. Hier muß man in Beziehung treten. Damit wäre die monopolistische Wissenschaft, die wir bisher hatten, im Grunde genommen auch in Frage gestellt.

B. Volmerg: Mich interessiert, wann Sie eigentlich mit dem Thema Politik angefangen haben?

Th. Bauriedl: In diesem allgemeinen Angst- und Aufbruchsklima Ende der 70er Jahre entstand die Überlegung: Wir leben ja nicht auf einer psychoanalytischen Insel, wir sind beeinflußt von dem, was in unserer Umwelt passiert, und es nützt uns die beste psychoanalytische Theorie nichts, wenn die Atombombe auf uns fällt. Deswegen müssen wir uns die Frage stellen, wie weit wir unsere Verantwortlichkeit und auch unseren Wunsch zu überleben einfach wegstecken können, um unsere Theorien weiter zu pflegen, oder ob es vielleicht doch notwendig und auch psychisch gesünder für uns selber ist, nicht zu resignieren, sondern deutlich zu werden und sich zu interessieren. Außerdem ist das politische Interesse bei mir und bei einigen Kollegen sehr gewachsen.

Es gibt sehr konservative Wissenschaftler, auch in der Psychologie, die zufrieden sind mit ihren Experimenten, und was sie alles so herausbringen, und dann gibt es welche, die die gesellschaftliche Bedeutung dessen, was sie tun, bloß einfordern, aber nicht selbst realisieren. Ich hab' gemerkt, daß ich politische Psychologie oder politische Psychoanalyse leichter auch wissenschaftlich betreiben kann, wenn ich mich selber auch in dieses Feld hineinbegebe, persönliche Erfahrungen darin mache. Das wäre auch eine andere Form der Forschung, in der man nicht mehr Kulturkritik vom Schreibtisch aus machen kann. Wenn man dabei dann die eigenen Schwellenängste registriert, dann hat man sehr viel mehr Verständnis dafür, wie es anderen Menschen, auch anderen Psychoanalytikerinnen und -analytikern geht, und weshalb sie z. B. vor dieser Schwelle lieber stehenbleiben. Wenn man sich dieser Angst selbst ausgesetzt hat, kriegt man Respekt vor der Angst. Wenn man sich dieser Angst nie aussetzt, sie nicht analysiert hat, besteht leicht die Gefahr, dieses Überschreiten der Schwelle zu idealisieren, die zurück Gebliebenen für Zurückgebliebene zu halten, bloß weil man sich selber, um über die Schwelle zu kommen, überbewerten muß.

B. Volmerg: Würden Sie sagen, daß diese gewünschte andere Form der Forschung auch etwas mit dem Thema Frau/Mann zu tun hat? Spielt das eine Rolle für die Veränderung der Wissenschaft?

Th. Bauriedl: Ich glaube schon, daß Frauen sich gegenwärtig leichter tun, sich auf ihre Gefühlswelt einzulassen und Beziehungen zu studieren. Denn, das war von jeher Aufgabe und Rolle der Frau, sich mit Beziehungen zu befassen, dafür zuständig zu sein, wenn es auch teilweise als minderwertig angesehen wurde. Daher glaube ich, daß wir Frauen uns leichter tun, diese andere Art von Wissenschaft voranzutreiben und die Männer einzuladen, soweit sie dieses möchten, sich daran zu beteiligen.

B. Volmerg: Bei der Frage der Aktivität oder des Rausgehens aus der etablierten Wissenschaft weiß ich nicht, ob das jetzt mit Frauen leichter zu machen ist.

Th. Bauriedl: Wir wissen, daß in allen Revolutionen die Frauen vorneweg marschieren, und nach den Revolutionen müssen die Frauen wieder heim an den Herd, und die Männer übernehmen die Macht. Es wird dann sehr viel restauriert, wenn auch vielleicht mit anderen Personen, aber die Rollen etablieren sich wieder. Ich sehe schon oft, daß Frauen eine besondere Art von Mut und Zähigkeit haben, z. B. bei den Umweltproblemen, wo die Frauen meistens ganz vorne dran sind, wenn sie mal begriffen haben, daß sie verantwortlich sind, daß sie etwas tun können, vor allem, daß sie für die Kinder was tun können. In ihrer Rolle, die Kinder zu schützen, trauen sie sich oft mehr als die Männer, die zwar erfolgreich sein wollen, aber dabei oft brav innerhalb des Systems bleiben ...

B. Volmerg: ... innerhalb ihrer Profession, in der Wissenschaft. – Ich könnte mir Sie gut als Professorin an der Universität vorstellen, das wäre ja auch eine Möglichkeit gewesen. Hat Sie das nie gereizt, diesen Weg einzuschlagen?

Th. Bauriedl: Ich bin einen Weg gegangen, der dazu hätte führen können, wobei ich aber nie vorhatte, einen Lehrstuhl zu ergattern, weil ich mich da eher unfrei gefühlt hätte und zu viel Lebenszeit für bürokratische Dinge hätte verschwenden müssen. Meine psychoanalytische Praxis hätte ich dann auch deutlich einschränken müssen, womit ich ein ganz wichtiges Forschungsfeld verloren hätte. Für mich ist Psychoanalyse, in welcher Form auch immer, als Einzel-, Lehranalyse, Paartherapie, Supervision, gleichzeitig ein wichtiges, auch politisches Forschungsfeld. Wenn ich das verlieren würde und nur noch lehren müßte, was richtig ist, dann würde ich mich wirklich eingeschränkt fühlen. Ich habe mich habilitiert, damit ich den Platz an der Universität behalten kann. Denn mir ist der Kontakt zur jungen Generation wichtig, um mich kritisieren zu lassen, auseinandersetzen zu können, nicht so zu versteinern. Aber diese Funktionen zu übernehmen, das war mit der materiellen Basis einer psychoanalytischen Praxis nicht nötig, und aus inneren Gründen fühle ich mich freier, so wie es jetzt ist.